



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

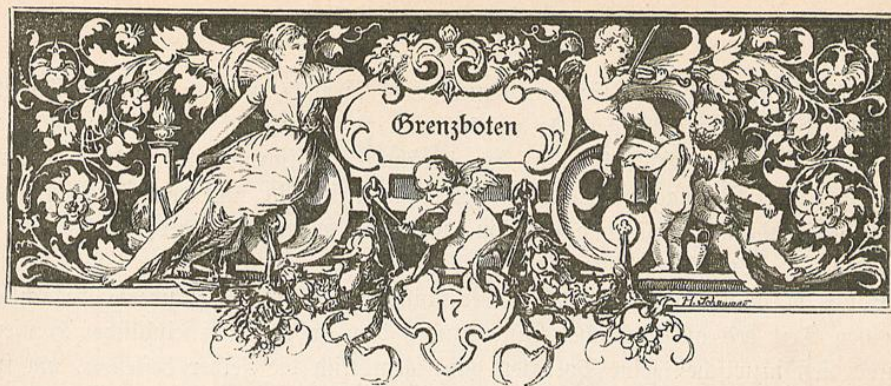
**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die politischen Beziehungen Chinas

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die politischen Beziehungen Chinas

Schanghai, März 1893



Weniger als drei Jahrzehnte sind verflossen, seit die Engländer und Franzosen in Peking einzogen und damit den letzten großen Krieg zwischen China und europäischen Mächten beendeten. Während dieser Zeit war das himmlische Reich zweimal nahe daran, wieder ernstlich mit einer Großmacht des Abendlandes zusammenzugeraten. Das erstemal waren es die Russen, mit denen man sich über einen Streifen zentralasiatischen Landes nicht einigen konnte. Als die Hauptstadt Chinas von Feinden besetzt war, und als sich gleichzeitig die mittlern Provinzen in den Händen der aufständischen Taipings befanden, da hielten auch die im Westen des großen Reichs liegenden mohammedanischen Landschaften die Zeit für günstig, die chinesische Herrschaft abzuschütteln. Die Empörung begann in Kansu, der äußersten nordwestlichen Provinz des eigentlichen Chinas, und pflanzte sich von da in westlicher Richtung bis nach Kuldscha fort. Bald waren alle nördlich und südlich vom Tianschan (Himmelsgebirge) wohnenden Stämme abgefallen. Nicht viel später machte sich Sakub Beg zum Herrscher von Ostturkestan, sodaß sich jetzt ein gewaltiger feindlicher Keil zwischen die Mongolei und Tibet schob. Die kaiserliche Regierung in Peking mußte alles aufbieten, sich dies aufständische Dreieck wieder zu unterwerfen. Sobald sie daher einigermaßen zu Kräften gekommen war, schickte sie einen ihrer besten Generale, Tso Tsung-tang, mit großer Truppenmacht gegen die Rebellen aus. Dieser General war einer von der alten unverfälschten asiatischen Sorte, die noch nicht von europäischen Ideen von Menschlichkeit und dergleichen angekränkelt war. Er ließ alles, was sich nicht sofort bedingungslos unterwarf, einfach über die Klinge springen. Wie viele Menschen bei dieser Empörung und dann bei der Wiedereroberung des Landes umgekommen sind, davon

Grenzboten II 1893

19

schweigt die Geschichte. Es wird auch wohl niemals möglich sein, die Einzelheiten dieses merkwürdigen Feldzugs genau zu erfahren. Von bekannten Persönlichkeiten hat vielleicht nur der berühmte russische Maler und Friedensapostel Wereschtschagin diese Gegenden damals besucht und den Eindruck, den die grauenhafte Verwüstung auf ihn machte, in seiner „Apothekose des Kriegs“ verewigt. So schnell, wie die Kriege in Europa jetzt verlaufen, ließ sich die Sache natürlich nicht machen. Der chinesische Anführer säuberte bedächtigt einen Teil des aufständischen Landes nach dem andern von feindlichen Haufen und ließ inzwischen seine Soldaten ganz gemächlich die Felder bestellen, um in der verwüsteten Gegend überhaupt leben zu können. Denn an regelmäßige Nachsendung von Proviant war natürlich bei den ungeheuern Entfernungen und bei dem Mangel aller halbwegs guten Wasser- oder Landwege nicht zu denken. So kam es, daß das Heer, das im Jahre 1871 aufgebrochen war, erst im Dezember 1877 Kaschgar erstürmte. Damit war die Unterwerfung beendet. Aber nun kam erst die größte Schwierigkeit. Die Russen, die so gern im Trüben fischen, hatten während dieser Wirren Kuldscha besetzt und wollten es nicht wieder herausgeben. Fast schien es darüber zum Kriege kommen zu sollen, um so mehr, als der erste chinesische Unterhändler, der nach Petersburg gesandt wurde, dort einen so ungünstigen Vertrag unterzeichnete, daß ihn die entrüsteten Minister in Peking dafür zum Tode verurteilten. Nur der Einspruch sämtlicher ausländischen Gesandten rettete ihn. Darauf wurde der chinesische Gesandte in London, Marquis Tseng, nach Petersburg geschickt, und ihm gelang es, einen Vertrag abzuschließen, der im August 1881 bestätigt wurde. Rußland gab Kuldscha gegen Zahlung von neun Millionen Rubeln an China zurück. Diesmal also hatten sich die Chinesen nicht wieder einfach darein gefunden, sich einen dem russischen Bären gerade vor der Nase liegenden Streifen Landes ohne weiters wegnehmen zu lassen, wie es im Jahre 1858 mit dem Amurgebiet geschehen war.

In den letzten zwölf Jahren sind nun die Beziehungen zwischen Rußland und China äußerlich immer ganz freundlich gewesen; aber die Chinesen wissen recht gut, daß das nordische Reich stets ihr gefährlichster Gegner bleiben wird. Ein chinesischer Diplomat soll dies früher einmal so ausgedrückt haben: Wir können alle fremden Gesandten ungestraft mißachten, mit einziger Ausnahme des russischen, denn das könnte uns leicht ein paar hundert Quadratmeilen Landes kosten. Seitdem hat sich das Verhältnis allerdings etwas verschoben. In Nordchina stehen nämlich jetzt so viele verhältnismäßig gute Truppen, daß es ihnen nicht schwer fallen würde, bei einem Kriege mit Rußland das Amurgebiet zu überrennen, weil dort nur schwache Besatzungen liegen. Erwägungen dieser Art sind es auch ohne Zweifel in erster Linie gewesen, die die Regierung in Petersburg dazu bestimmt haben, endlich mit der Erbauung der sibirischen Eisenbahn Ernst zu machen. Alle begehrliehen Absichten der

Russen auf Korea werden zunächst zurückgestellt werden müssen, aber nach der Vollendung der Eisenbahn wird man wohl bald wieder davon hören. Denn die koreanischen Häfen sind eisfrei, während die Schifffahrt in Nikolajewsk für sechs Monate und in Wladiwostok für vier bis fünf Monate im Jahre ruht.

Mittlerweile versucht man zur Abwechslung wieder einmal an dem äußersten andern Ende des chinesischen Reichs vorzudringen. Ein merkwürdiger Anblick, dies riesige Binnenreich, das sich an der Ostsee, am Schwarzen Meere, am Großen Ocean und in Hochasien immer wieder streckt, um ungehinderten Zugang zum Meere zu gewinnen! An der Ostsee wird die deutsche Kriegsmacht dem Vordringen der Russen hoffentlich auf immer einen Riegel vorschieben. Auch ist der Gewinn der preussischen Häfen für die Russen allgemein betrachtet am wenigsten wichtig, weil sie nicht eisfrei sind. Wo auf den drei andern Punkten der erste energische Stoß des Kolosses erfolgen wird, kann nur die Zukunft lehren. Daß sich hier aber ein natürlicher Prozeß vollzieht, der sich wohl eine Weile hemmen, aber nicht aufhalten läßt, ist für jeden klar, der die Sache unbefangen betrachtet. Sonderbar genug, daß das so viele englische Diplomaten nicht einsehen wollen! Der einfache Verstand der Naturvölker urteilt da richtiger: die ganze Welt wird einst den Russen gehören, sagen die Tefke-Turkmenen. Wenn das Riesenreich nicht zerfällt, wird sich dies Wort für Zentralasien bewahrheiten und Rußland allmählich den Zugang zum Indischen Ocean gewinnen. Auf der Hochebene von Pamir scheinen die Russen jetzt zwar auf den vereinigten Widerstand der Engländer und Chinesen zu stoßen. Aber das sieht gefährlicher aus, als es ist. Eine Armee, die drei Jahre brauchte, um vom chinesischen Meere bis nach Hochasien zu gelangen, und weitere drei Jahre, um Ostturkestan zu unterwerfen, kann den Engländern nicht viel nützen. Allerdings könnten die Chinesen mit Erfolg gegen das Amurgebiet wirken, aber die Engländer müßten sich während dessen allein helfen. Das weiß man in Kalkutta sehr wohl. Die Russen aber werden durch Zähigkeit ihren Zweck wohl immer wieder erreichen und endlich vor der Thür Indiens stehen, wo es dann für die Engländer keine weitere Nachgiebigkeit mehr giebt.

Das halb bewußte, halb unbewußte Gefühl der Gemeinsamkeit der Interessen von England und China gegenüber Rußland hat die Diplomaten des himmlischen Reichs veranlaßt, sich die unmittelbare Nachbarschaft der Engländer in Birma viel ruhiger gefallen zu lassen, als die der Franzosen in Tongking. Einen größern Unterschied giebt es kaum. Nur einmal wurde das gute Einvernehmen dort gestört, als der englische Konsularbeamte Margary, der zur Erforschung der Handelsstraßen von Birma nach China gesandt war, im Jahre 1875 meuchlings ermordet wurde. Die Chinesen zeigten sich aber den daraus entstehenden Forderungen der Engländer gegenüber sehr nachgiebig. Unter anderm wurden dem auswärtigen Handel mehrere neue Häfen geöffnet,

und eine in vielen Tausenden von Exemplaren im ganzen Reiche verbreitete kaiserliche Proklamation gebot den Schutz aller in China reisenden Fremden. Sonst haben die Engländer, obwohl sie inzwischen durch Besiznahme von Oberbirma unmittelbare Nachbarn der Chinesen geworden sind, an der Grenze wenig von Unruhen zu leiden. Viel hat hierzu beigetragen, daß man stets auf die Empfindlichkeit des Kaisers von China alle mögliche Rücksicht genommen hat. Dieser hat nämlich bis zum heutigen Tage noch nicht den Anspruch aufgegeben, Suzerän des Königs von Birma zu sein. Aller zwölf Jahre einmal ging früher eine Gesandtschaft von Bhamo nach Peking, um Geschenke des birmanischen Vasallen zu überbringen, zuletzt im Jahre 1881. In diesem Jahre soll es nun ebenso gemacht werden. Die Welt wird dann also das wunderliche Schauspiel sehen, daß im Namen eines gar nicht mehr vorhandnen Königs Geschenke überreicht werden. Da aber dieser König jetzt thatsächlich die Königin Viktoria ist, so wird es nicht leicht sein, eine beide Seiten befriedigende Fassung der Adresse zu finden. Ohnehin wird der ganze Vorgang der von vielen hohen chinesischen Würdenträgern noch immer im stillen gehegten Auffassung neue Nahrung geben, daß alle ausländischen Herrscher eigentlich Vasallen des Sohns des Himmels seien. Der Schritt ist daher von zweifelhaftem Wert. Immerhin hat man dadurch Ruhe vor den lästigen Grenzplackereien, die den benachbarten Franzosen den Besitz Tongkings schon längst verleidet haben.

Die Franzosen sind nicht sehr beliebt bei den Chinesen. Der Hauptgrund hierfür ist auf religiösem Gebiete zu suchen. Während die große Masse des chinesischen Volks natürlich weder einen Unterschied zwischen den Angehörigen der einzelnen ausländischen Staaten, noch zwischen Protestanten und Katholiken zu machen versteht, sind in den Augen der etwas besser unterrichteten alle protestantischen Missionsstationen englisch und alle katholischen französisch. Nun hegt man aber gerade gegen die Findelhäuser der katholischen Mission ein unüberwindliches Mißtrauen. Früher war die Mission unvorsichtig genug, dies Mißtrauen noch dadurch zu vermehren, daß sie den Überbringern von angeblich gefundenen Säuglingen Belohnungen gab. Das soll, wie die Chinesen auch jetzt noch aufs bestimmteste behaupten, oft genug Kinderraub zur Folge gehabt haben, und wer die Chinesen kennt, der wird das auch leicht für möglich halten. Genug, solche unvernünftige Belohnungen verursachten die schlimmste Bewegung, die bis jetzt in China jemals gegen christliche Missionare vorgekommen ist: im Juni 1870 wurden der französische Konsul in Tientsin nebst seinem Begleiter und achtzehn Nonnen scheußlich ermordet. Vielleicht hätte sich der wütende Pöbel hiermit noch nicht begnügt, wenn er nicht durch einen glücklicherweise eintretenden starken Regen zerstreut worden wäre. Nur dem bald darauf beginnenden Kriege zwischen Deutschland und Frankreich hatten es die Chinesen zu danken, daß die Franzosen sie für diese

Barbarei nicht so energisch zur Rechenschaft ziehen konnten, wie es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Frankreich begnügte sich mit einer offiziellen Abbitte und mit der Hinrichtung von sechzehn Personen. Ob dies aber die Hauptübelthäter gewesen sind, ist sehr zweifelhaft.

Im Jahre 1885 fehlte wenig, daß es zum ernstlichen Kriege zwischen Frankreich und China gekommen wäre, weil man in Peking die Franzosen nicht als unmittelbare Nachbarn in Tongking dulden wollte und deshalb alte Hoheitsrechte auf das Land geltend machte. Wieder war es die Lage in Europa, woraus den Chinesen Hilfe erwuchs. Denn die Blicke der Franzosen sind ja so starr auf Elsaß-Lothringen gerichtet, daß sie es gar nicht mehr fertig bringen, anderswo den Dingen ins Gesicht zu sehen. Die mit den Chinesen begonnenen Feindseligkeiten wurden mit ganz unzureichenden Mitteln weitergeführt. Als die Vernichtung eines Teils der chinesischen Flotte im Min-Flusse bei Futschau nicht den gewünschten Eindruck in Peking machte, versuchten die Franzosen Formosa zu erobern. Sie erlitten aber im Norden der Insel von den sehr viel stärkern chinesischen Truppen Schlappen, sobald sie sich über den Bereich ihrer Schiffskanonen hinauswagten. So hielten sie nur den Nordrand Formosas und die Pescadorez oder Fischerinseln. Die ganze Westküste Formosas sollte angeblich blockirt sein, aber das war der reine Humbug. Zwei französische Kriegsschiffe, die noch dazu des Nachts stets vor Anker gingen, sollten für die Blockade genügen. Die Folge war, daß die Reedereien der Neutralen dadurch Schaden erlitten, weil sie den wahren Zustand nicht kennen konnten, während die chinesischen Dschunken, die fortwährend die Blockade brachen, den größten Vorteil davon hatten. Endlich gelang es im Frühjahr 1886 durch Vermittlung des chinesischen Generalzolldirektors, Sir Robert Hart, den Zwist beizulegen. Frankreich räumte Formosa und die Fischerinseln, und China gab seine Rechte auf Tongking auf, zahlte aber keine Kriegsentschädigung. Den Franzosen ist ihr neuer Besitz jedoch bisher noch nicht zum Segen geworden. Immer haben sie sich mit mehr oder weniger organisirten Banden herumzuschlagen, und da diese offenbar von China aus heimlich unterstützt werden, so wird der jetzige Zustand über kurz oder lang wieder zu ernstlichen Schwierigkeiten führen.

Es bleibt noch übrig, etwas über das Verhältnis Chinas zu den Vereinigten Staaten von Amerika zu sagen. Bruder Jonathan hat bekanntlich in Dingen internationaler Sitte seine eignen Anschauungen, die manchem von uns Europäern wenig vornehm oder auch geradezu rücksichtslos vorkommen. Jeder, dem dies schon unangenehm aufgefallen ist, wird jetzt eine berechtigte Schadenfreude empfinden, wenn er erfährt, wie es den Amerikanern kürzlich mit den Chinesen ergangen ist. Die Chinese Exclusion Bill bestimmte, daß künftig keine Chinesen mehr ins Land gelassen werden sollten, und daß sich die schon in den Vereinigten Staaten ansässigen alle bei Strafe der Depor-

tation bis zu einem bestimmten Zeitpunkt einschreiben lassen sollten. Der Versuch einer vorherigen Verständigung mit der Regierung in Peking wurde nicht beliebt, was die Chinesen nicht wenig aufbrachte. Sie volumus, sie jubemus, wir, das souveräne amerikanische Volk! Aber die Herren Yankee hatten die Rechnung ohne Berücksichtigung der allen Afiaten innewohnenden vis inertiae gemacht. Diese passive Widerstandskraft verkörpert sich unter den Chinesen überall in der Form von Gilden, die unter ihren Landsleuten außerordentlichen Einfluß haben. Selbst ein energischer Mandarin überlegt es sich dreimal, ehe er etwas gegen den bestimmt ausgesprochenen Willen einer Gilde durchzusetzen sucht. \*) In San Franzisko wußten die Gilden sofort nach dem Erlaß der Exclusion Bill fast alle Chinesen im ganzen Lande zu bestimmen, sich unter keinen Umständen einschreiben zu lassen. Der Erfolg ihrer Bemühungen war glänzend, wie jeder Kenner des chinesischen Charakters voraussehen konnte. In den Vereinigten Staaten sind offiziell 150000 Chinesen gezählt worden. Man giebt aber allgemein zu, daß diese Zahl viel zu niedrig ist, und daß vielleicht 200000 noch unter der Wirklichkeit bleibt. Wie viele von den 200000 bezopften Kindern des himmlischen Reichs haben nun dem Befehle Bruder Jonathans Folge geleistet? Die Antwort ist: fünf! Außerdem haben zwei weitere Chinesen erklärt, sie würden so freundlich sein, sich einschreiben zu lassen, wenn das Gesetz nach ihren Wünschen etwas geändert würde. Da man nun nicht im Ernst daran denken kann, die 199995 widerspenstigen Menschen aus dem Lande zu schaffen, so wird das Gesetz einfach ein toter Buchstabe bleiben, und das asiatische Beharrungsvermögen hat damit einen großen Sieg erfochten.

Daß sich die Amerikaner vor Erlaß ihrer Bill nicht erst mit den chinesischen Staatsmännern ins Einvernehmen zu setzen versuchten, hat ihnen allerdings höchst wahrscheinlich endlose Verhandlungen erspart. Ist doch nicht mit Unrecht bemerkt worden, daß die Verhandlungen zwischen chinesischen und europäischen oder amerikanischen Diplomaten in den letzten Jahrzehnten zum nicht geringen Teile darin bestanden haben, absichtliche Mißverständnisse der Chinesen aus dem Wege zu räumen. Denn in der Kunst des Mißverstehens wird dies Volk von keinem andern übertroffen. Besonders das den hohen Mandarinen noch immer sehr unbequeme und widerwärtige Verlangen neu

\*) Wie mächtig die Gilden sind, davon ein Beispiel aus Schanghai. Kürzlich brannten hier ein großes, Chinesen gehörendes Möbellager und das Haus eines Mandarinen ab. Das Feuer war höchst wahrscheinlich im Hause des Beamten ausgebrochen. Um aber die Verantwortung von sich abzuwälzen, veranlaßte der Mandarin die Einkerkung des Kochs der Möbelfändler, eines Kantonese. Man versuchte dem Unglücklichen im Gefängnis durch die Folter die Aussage zu entlocken, daß das Feuer durch seine Unachtsamkeit in der Küche entstanden sei. Aber er blieb standhaft. Inzwischen legte sich die mächtige Gilde der in Schanghai ansässigen Kantonese ins Mittel, und ihr gelang sehr bald die Befreiung des Kochs.

angekommener fremder Gesandten, vom Kaiser in seinem Palast empfangen zu werden, haben sie bisher noch stets wenigstens teilweise zu umgehen verstanden. Es ist recht bedauerlich, daß die Engländer und Franzosen beim letzten Friedensschlusse in dieser für Asiaten so wichtigen Formfrage nicht viel durchgreifender verfahren sind. Jetzt kann man, nachdem das Versäumnis einmal geschehen ist, dem gewünschten Ziele nur Schritt für Schritt näher kommen, weil niemand um einer solchen Ursache willen Krieg mit China wird anfangen wollen.

Als der vorige Kaiser, Tung-tschü, für volljährig erklärt wurde, verlangten die in Peking anwesenden Vertreter der fremden Mächte alsbald, von ihm empfangen zu werden. Lange sträubten sich die chinesischen Staatsmänner, dies zum erstenmal an sie gestellte ungeheure Ansinnen zu befürworten, wenn sich die Fremden nicht vor dem Kaiser niederwerfen wollten. Nach viermonatigen Verhandlungen gaben sie endlich nach; statt des Zufalls wurde eine neunmalige Verbeugung vereinbart. Noch viele Jahre später erzählte sich das Volk in Peking, daß dem Doyen des diplomatischen Korps, Sir Thomas Wade, beim Anblick des Sohnes des Himmels der kalte Angstschweiß aus allen Poren gebrochen sei.

Der junge Kaiser starb schon im Jahre 1875, und wieder folgte eine Regentschaft, sodaß die Frage weiterer Audienzen die Diplomatie erst vor zwei Jahren abermals zu beschäftigen begann. Beim ersten Empfang hatten sich die Fremden nicht sonderlich um den Ort, wo er stattfinden sollte, gekümmert. Dies machten sich die schlauen Chinesen zu nütze und bestimmten für die zweite Audienz eine Halle, in der früher oft tributpflichtige Fürsten oder deren Abgesandte empfangen worden waren. Als davon noch rechtzeitig etwas ruckbar wurde, weigerten sich die Gesandten anfangs, in dieser Halle zu erscheinen, gaben aber schließlich nach unter der Bedingung, daß das nächstmal ein passenderer Ort gewählt würde. Hätten sie sich damals klar gemacht, daß die über dieser Empfangshalle angebrachten Schriftzeichen „Halle der Erniedrigung“ bedeuten, so würden sie schwerlich hineingegangen sein. Alle Gesandten wurden also nun vom jetzigen Kaiser Kuang-hsü empfangen. Der Doyen war diesmal der deutsche Gesandte, Herr von Brandt.

Seitdem sind bereits mehrere Wechsel im Pekingener diplomatischen Korps eingetreten. Aber weder mit dem neuen russischen noch mit dem neuen französischen Gesandten haben sich die chinesischen Staatsmänner bis jetzt über eine Audienz einigen können. Beide verlangen vom Kaiser in seinem Palast empfangen zu werden. Dem neuen österreichischen Gesandten für China und Japan, Herrn von Biegeleben, wurde im vorigen Herbst eine Audienz in einem Teile des Palastes bewilligt, der von frühern Herrschern bewohnt worden ist. Derselbe Ort wurde kürzlich für den Empfang des neuen englischen Gesandten, Herrn O'Connor, gebraucht, und diesem wurde die Benutzung des in diesen

Flügel führenden Hauptthores zugestanden. In dem von ihm selbst bewohnten Teile des Palastes hat der Kaiser aber noch keinen Ausländer empfangen. Die nächste Audienz wird möglicherweise dem Nachfolger des jetzigen deutschen Gesandten erteilt werden, weil Herr von Brandt im Frühling leider seinen Abschied nehmen will.

Wenn der neue Gesandte ein paar Kriegsschiffe mit hierher bringen könnte, so würde sich jeder Deutsche in Ostasien darüber freuen. Es muß immer wieder auf die höchst ungenügende hier stationirte deutsche Marinemacht hingewiesen werden. Von unsern beiden Kanonenbooten überwintert eins gewöhnlich in Tientsin, sodaß dann mehrere Monate nur ein einziges kleines Kriegsschiff wirklich verwendbar ist. Dies ist in unruhigen Zeiten, die leicht einmal wieder eintreten können, viel zu wenig zur nachdrücklichen Wahrung der großen Handelsinteressen, die das deutsche Reich in Ostasien zu vertreten hat. Übergroße Sparsamkeit könnte sich hier einmal bitter rächen.



## Rückblicke und Ausblicke auf die soziale Frage

(Schluß)



Fürst Bismarck hat den Reichstag oft und bitter angeklagt, daß in ihm das Fraktionsinteresse jedes andre überwiege. Neuerdings hat er seine Klagen noch dahin erweitert, daß dem Reichstag in wirtschaftlichen Fragen ein festes Rückgrat fehle (Handelsverträge). Beide Klagen sind berechtigt und werden von der überwiegenden Mehrheit des Volkes geteilt. Auch die Männer des neuen Kurses haben sich wiederholt darüber beschwert, daß das Fraktionsinteresse im Reichstage das nationale Interesse überwiege. So berechtigt aber diese Klagen an und für sich sind, so unberechtigt würde es sein, die Reichstagsmitglieder dafür verantwortlich zu machen. Der Grund liegt nicht in den Personen, sondern in der Einrichtung. So lange diese nicht geändert wird, werden die Klagen nicht aufhören.

Europa steht heute in dem Zeichen der sozialen und wirtschaftlichen Fragen. Die politischen Fragen waren der Traum unsrer politischen Kinderjahre. Sie sind vom Volke längst in den Rumpelkasten geworfen worden, in den sie gehören. Denn die Erfahrung aller Kulturstaaten hat den unwiderleglichen Beweis geführt, daß das Wohl der Völker nicht von politischen Formen und von Verfassungsfragen abhängt. Nur in unsern Volksvertretungen spielt der